

über ein Dorf

21. 11. 1946 11. 11. 1946

Von René Leudesdorff

Zwei Jahre lang gingen drei Schüler auf Spurensuche und sammelten Dokumente über das Konzentrationslager Ladelund

Ladelund ist ein verschlafenes friesisches Nest, im äußersten Norden der Republik gelegen, unmittelbar an der dänischen Grenze. Als im November 1932 84,6 Prozent seiner 358 Wähler für die NSDAP stimmten, ahnte keiner, daß genau zwölf Jahre später, schon in der Agonie des Dritten Reiches, am Ende des Dorfes der äußerste Schrecken des politischen Verbrechertums nisten würde: ein Konzentrationslager.

Unter dem Kommando des SS-Untersturmführers Hans Griem, der seit dem 26. September 1944 schon das ebenfalls neu eingerichtete Lager Husum-Schwesing befehligte, zogen am 17. November zigtausend von Schwesing und vom Hauptlager Neuengamme herangeschaffte, erschöpfte Häftlinge in das 1937 entstandene, nun leerstehende Reichsarbeitsdienst-Lager ein. Man pferchte sie in die für ganze 250 Mann errichteten, von einem doppelten Stacheldrahtzaun und vier Wachtürmen gesicherten Baracken. Neben dem Kommandanten und dem Verwaltungsführer, SS-Oberscharführer Friedrich Otto Börgs, bewachten zehn SS-Männer und einige Marine-Artilleristen das Lager, während die brutalsten Schlägereien und Morde täglich von den drei deutschen Kapos Wilhelm Schneider, Martin Tenz und Willi Demmer begangen wurden.

Nur sechs Wochen, bis zum 16. Dezember, bestand dieses Lager, eines der 70 Außenlager von Neuengamme, dann war sein Zweck erfüllt: einen Panzergraben im Rahmen des von Enden bis Sylt projektierten „Frisenswall“ zur Sicherung der Nordgrenze des Reiches – hier also nach Danemark hin – zu bauen. Von den fast 3000 Männern aus 13 Nationen, die in der kurzen Zeit durch das KZ Ladelund gingen, waren hier dreihundert gestorben, verhungert, zu Tode geprügelt, durch Gemetscherei erkrankt, an Dysenterie eingegangen. Man rechnet, daß an den Folgen dieses mit besonderer Grausamkeit geführten Arbeitslagers noch weitere 700 den Tod fanden.

Schande war über Nacht über Ladelund gekommen. Die Bewohner sahen die Herdzüge sich unter Bewachung von und zur Arbeit schleppen, die Erschöpften stützend, die Toten auf dem Heimweg tragend. Man sagte ihnen, die Polen, Russen, Tschechen, Holländer, Belgier seien alleramt Verbrecher. Doch weniger der Glaube daran als die nackte Angst, selbst dort zu landen und so behandelt zu werden, hielt die Bevölkerung, bis auf wenige schuchterne Versuche, ihnen etwas zuzustechen, auf Abstand. „Unser Dorf war in diesen Wochen krank“, schreibt später der Dorfpastor, selbst seit 1930 Parteigenosse, in die Kirchenchronik. Männer und Frauen weinten, wenn sie den Toten in den den Straßen liegenden Gräbern sahen. Einmal schrie ein Kind:

Pastor Johannes Meyer sah aber nicht nur zu. Schon am zweiten Tag rief der SS-Führer bei ihm an: Es seien vier Tote zu bestatten. Bei einer Besprechung im Lager wurde ihm auf seine Fragen nach der Schuld dieser Menschen bedeutet, daß bei solchen „Verbrechern“ jedes Mitleid fehlt am Platze sei, sonst könne er selbst ins KZ. Er habe in den nächsten Wochen noch mit 30 bis 40 Toten zu rechnen, ob Platz dafür auf dem Friedhof sei. Der Pastor verlangte, die Namen der Toten zu erhalten, was ihm erst nach längerer Debatte bewilligt wurde.

Am nächsten Tag kamen statt der vier angekündigten zwölf Tote, Häftlinge hoben die Massengräber aus. Es wurden am Ende neun, mit je dreißig bis vierzig Toten. Unerlaubte Gespräche mit den Häftlingen – sie durften hier in Schicht arbeiten und sich zwischendurch in der Friedhofshalle aufwärmen (dort auch illegal etwas essen) – bestätigten dem Pfarrer die Unschuld der Gequälten. Er konnte nicht fassen, daß so etwas überhaupt möglich war, bestimmt aber nur ohne Wissen Hitlers. Er schrieb an diesen und an Hünmler als Innenminister, steckte die Briefe in Niebüll ein. Bald darauf gab es, wohl auch wegen der auf anderen Wegen bekanntgewordenen üblen Zustände im Lager, eine Kontrolle durch den KZ-Chef von Neuengamme, Pauli. Die Verhältnisse besserten sich geringfügig.

Zu Weihnachten vor 40 Jahren war das Lager wieder verlassen. Nach dem Kriege diente es Flüchtlingen. 1970 wurde die letzte Baracke abgerissen. Heute ist dort ein beackertes Feld. Nichts erinnert mehr an die Stätte des Grauens, ebenso wie bei den meisten der rund 1600 größeren und kleineren KZ-Lager auf dem heutigen Gebiet der Bundesrepublik.

Doch die Erinnerung ist nicht erloschen. Die Eintragung des Ladelunder Pastors in der Kirchenchronik, die Totenlisten im Archiv und im Kirchenbuch (denn alle erhielten ein christliches Begräbnis), besonders aber das tief erschrockene Gewissen ließen den Seelsorger schon bald nach Kriegsende tätig werden. Er sandte Abschriften seiner Aufzeichnungen an das britische „Search Office“ in Hamburg, an polnische, belgische und niederländische Militärbehörden und schrieb 1946 persönliche Briefe an die Angehörigen der Ermordeten. Trostbriefe aus einem Glauben, der sich zur Mithild auf dem in deutschem Namen Geschehenen bekannte. Die meisten dieser Briefe mußten in das niederländische Potten (gesprochen: Pöten) gehen. Dort hatten Widerstandskämpfer in der Nacht zum 1. Oktober 1944 bei einem Anschlag auf einen deutschen Pzwr-Oberstler getötet. Zur Vergeltung verschleppte man 600 Männer der Partei in das KZ, unter ihnen auch der Pastor. Er lebte in der KZ-Zelle 100.

im tschechischen Lidice und im französ. Oradour.

Etwas 600 kamen nach Neuengamme, die Hälfte davon nach Ladelund, wo heute 107 begraben liegen. Ganze 49 konnten wieder nach Hause zurückkehren. Putten wurde ein „Dorf ohne Männer“. Die seelischen und sozialen Wunden waren und sind bis heute tief. Durch seine Briefe leitete Pastor Meyer vorsichtig den Beginn einer Heilung ein. Seit 1945 betrieb er die Errichtung einer Gedenkstätte auf dem Friedhof, die 1950 – immerhin eine der ersten im Westen – eingeweiht werden konnte. Zögernd, mit großen inneren Widerständen kamen die ersten Hinterbliebenen aus Putten, um hier ihrer zu Tode Gequälten zu gedenken.

Hatte Johannes Meyer durch sein menschliches Verhalten gegenüber den Häftlingen und seine ersten Kontakte in der Nachkriegszeit die Grundlagen für eine Bewältigung des Vergangenen gelegt, so weitete sein Nachfolger, Harald Richter, seit Mitte der fünfziger Jahre diese Arbeit gezielt aus. Der Pastorensohn und begeisterte Hitlerjugendführer, zeitweise auf einer „Nationalpolitischen Erziehungsanstalt“ (NAPOLA) gedrillt, hatte nach 1945 mit der Umkehr zum Glauben auch politisch umgedacht und ist seit langem Beistand für Kriegsdienstverweigerer. Er bezog, gegen Widerstände im Dorf, mit einigen wenigen zuerst, die Bevölkerung in die Versöhnungsarbeit ein.

Jahr um Jahr wurden Puttener, aber auch bulgische, französische und dänische Widerstandskämpfer zum Volkstrauertag nach Ladelund gebeten. Aus Quartierbekanntschaften erwachsen Freundschaften. Gegenseitige Besuche zu Gedenkfeiern am 1. Oktober in Putten führten über die Jahrzehnte zu einer innerlich wachsenden Partnerschaft zwischen beiden Orten. Von Richters Posaunenarbeit ange-

steckt, entstand in Holland ein Posaunenchor. Nach und nach begiffen in beiden Orten auch die Verbliebenen dort, die Verdrängenden hier, daß christlicher Glaube es ermöglicht, das Elend und die Schuld der Vergangenheit gemeinsam zu beklagen und zu betrauern. Im Herbst 1984 führten von den fast 50 Puttenern sogar einige hinüber zu einer Gruppe nach Wyk auf Föhr, die sich vor Jahren erfolgreich gegen die Benennung einer Straße auf den Namen von Friedrich Christiansen gewehrt hatte – jenes Fliegergenerals, der 1944 die volle Verantwortung für die Vergeltungsaktion gegen Putten trug. (Auch die Ladelunder hatten im Kampf gegen die politische Instinktslosigkeit ihren Anteil.)

Das Beispiel Ladelund regte 1982 einen Flensburger Geschichtslehrer, Dr. Jörn-Peter Leppien, dazu an, den Schülern der Studienstufe seiner Auguste-Viktoria-Schule anzubieten, sich während der „Projekttag“ mit dem KZ und seinem historischen Zusammenhang zu befassen. Man fuhr ins Stammlager Neuengamme, ließ sich von Dr. Eiber, dem Leiter der Gedenkstätte, in das System der Konzentrationslager einführen, besuchte Ladelund; sah das Archiv mit den Eintragungen Pastor Meyers ein, sprach mit Pastor Richter – und entdeckte, daß vieles immer noch ungeklärt geblieben war. Das weckte in drei Schülern, Armin Lohse, Joachim Stöcken und Sven Wehncke, den Wunsch, gemeinsam mit ihrem Lehrer weiterhin auf Spurensuche zu gehen, ja eine Ausstellung über das KZ Ladelund zu erarbeiten.

Wenn die Sache Hand und Fuß haben sollte, so erklärte ihnen der Lehrer, mußte zuerst handfeste historische Forschungsarbeit geleistet werden. Das erforderte von den drei Schülern ein hohes Maß an kontinuierlichem, eigenverantwortlichem Engagement, etwa beim Zu-

sammenstellen der persönlichen der in Ladelund begrabenen (Lohse, Stöcken) oder einer konkreten Literatursammlung zum Thema „Stand, Verfolgung und Konzentration“ (Wehncke), was gleichzeitige lernen von wissenschaftlicher Weise bedeutete. Der Pädagoge hierbei in den Hintergrund tritt, wie er sagt, als Mitforscher auf die „Hilfestellung“ der Organisation von Lernprozessen beschränkt.

Was ursprünglich eine im außerschulischen Einsatz erarbeitete Schenkung werden sollte, wuchs zu finanzieller Unterstützung des Konzils, des Grenzfriedensbundes, Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte – zu einem fachlichen Projekt aus, das im Südschlesischen Flensburger im Mai 1984 nach zweijähriger Arbeit der Öffentlichkeit vorgelegt werden konnte. Auf 24 Bildtafeln werden Besucher über Hintergrund, Lage, Lebensbedingungen, verantwortliche Schergen, Opfer und alle wichtigen reichhaltigen Daten des KZ Ladelund informiert. Als die Ausstellung am 17. über in Niebuß bei einer Feier am Friedrich-Paulsen-Gymnasium (2. meinde Ladelund zur weiteren Übergeben wurde, kam der Wunsch, mehreren Seiten, nun in dem fr. Dorf selbst eine Erinnerungsstätte, als Pendant zum Denkmal und als Dauerplatz für die Dokumentation.

Es sollte kein Geld zu schade sein und viele andere Lehrstätten für ihren Opfern immer noch verdrängte Vergangenheit zu errichten. „Wir nur das Selbstverständliche getan Pastor Harald Richter. Doch sehe Beispiel Ladelund immer noch d. selbstverständliche zu sein.